Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 25 (1935)

Heft: 36

Artikel: Der wunderliche Berg Höchst [Fortsetzung]

Autor: Huggenberger, Alfred

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-646594

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 05.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 36 - 25. Jahrg. Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst Herausgeber: Jules Werder, Buchdruckerei, in Bern 7. September 1935

Spätsommer. Von Irmela Linberg.

Spätsommer lastet auf Wiese und Hang —
Spätsommer — spürt ihr den reifenden Segen?
Schwer auf den Feldern ruht er — und bang
Neigen sich ihm die Halme entgegen.

Heisser und heisser die Rosen blühn,
Dunkler und dunkler — die Todgeweihten,
Und ihres Laubes welkendes Grün
Senkt sich schon erdwärts, bereit zu entgleiten.

Still ruht das Wasser, still wie der Tod,
Inseln von Schilf ihm entsteigen und schweigen —
Erlen am Ufer im Abendrot
Neigen sich leidend mit dürstenden Zweigen.

Nirgends ein Hauch, der die Schnitter erfrischt,
Wenn sie das Korn auf die Wagen türmen —
Stille, aus Glut und Düften gemischt,
Sehnt sich nach ersten herbstlichen Stürmen!

Der wunderliche Berg Höchst. Roman von Alfred Huggenberger.

Copyright by L. Staackmann Verlag G. m. b. H., Leipzig. 14

Und jetzt kommt es gelb und schlammig auf dem Boden daher, ein Strom von flüssigem Lehm mit Holz und Steinen vermischt. Sie vermag die Türe nicht mehr ins Schloß zu schlagen, die dicke Flut wälzt sich in den Hausgang herein, die Frau kann mit knapper Not in die Stube entrinnen. Man hört, wie sich das Ungeheuer draußen in die Küche hineinfrißt und durch die zerbrochene Gadentüre tosend wieder hinausstürzt.

Es kann nicht anders sein, der Berggeist sitzt auf dem hohen Kamm des Wetterstuhles. Die Zornrute in der Faust, ruft er allen bösen Dämonen schauerlichen Befehl zu: „Brecht hervor, brecht immer wieder hervor! Der Tag ist euer! Rennt die Felsen an! Gießt Wasser in die Spalten des Erdreiches! Schafft, daß der feste Boden birst! Habt eure Lust am gräßlichen Werk!"

Das Haus erzittert vor dem Wasserschwall, der es durchströmt. Die Menschen in der Stube sind ganz still geworden; nur der kleine Knabe wimmert leise und läßt immer wieder seinen tiefsten Herzenswunsch laut werden: „Wenn nur der Vater da wäre!" Frau Eva hält ihn fest in die Arme gepreßt und spricht ihm tröstend zu: „Sei nur still, es wird jetzt bald aufhören."

Ja, es hört auf. Das schwere Unwitter hat sich an seiner eigenen Wut erschöpft, fast von einer Minute auf die andere hört der Guß auf. Aber als Felix jetzt einen Laden herunterläßt, bietet sich den Aufatmenden ein trauriger Anblick dar. Auf der Wiesenmulde unter der von Erdschlipfen arg verwüsteten Brockenweide dehnt sich ein gelber See, und immer noch stürzen tosende Bäche über die Steilhalde herab.

Plötzlich schreit Bethli kreischend auf: „Die Stube läuft, die Stube läuft!" Sie hat sich nicht geirrt: das Haus zur Quell gleitet mit Grund und Boden langsam niederwärts.

„Kommt!" ruft Frau Eva, „kommt!" Sie fliegt mit dem Knaben in den fußtief mit Schlamm bedeckten Gang hinaus — aber vor der Haustüre klafft ein breiter Erdriß, der jetzt langsam breiter wird und das gelbe Wasser des Sees gierig schlingt.

Gleiten, langsames Gleiten. Die Mutter betet laut, und die Kinder klammern sich schreiend an sie. Ein Glas mit Blumen fällt vom Tische, weil dieser nicht mehr auf ebener Fläche steht. Eveli geht hin und hebt das Glas auf. „Es hat ihm nichts gemacht", sagt es unter Tränen lächelnd.

Als hätten die finstern Mächte allein auf dieses Kinderlächeln gewartet, kommt nun der Erdschlipf mit einigem Schüttern und Krachen zum Stillstand. Die alten Tannen und Buchen auf der Höhe der Bärwand haben seine Wucht aufgehalten.

Durch die seitliche Gadentüre findet sich ein Weg ins Freie und auf den festen Boden hinüber. Das erste, was der Knecht Felix nach der Erlösung anstellt, ist, daß er die verklemmte Stalltüre mit einem Balken einstößt und die drei eingeschlossenen Tiere nach dem Ueberschynstall führt.

„Gelt, jetzt hätt' es euch am allerletzten Tage noch schief gehen können", spricht er ihnen gelassen zu.

Eben kommt Hannes Fryner atemlos auf der Stätte des Verderbens an. Er ist überglücklich, seine Lieben gesund und wohlbehalten wieder zu finden, denn die unklare Kunde von einem Unheil hat ihn schon in Guldiswil erreicht, wo sonderbarerweise nur ein leichter Streifregen fiel.

Mit Tränen in den Augen sieht sich Fryner die Verwüstung an. Das Haus zur Quell steht da, wie von Gott selber vergewaltigt. Es ist, als müßte es plötzlich einen gräßlichen Schrei ausstoßen. Keinen Hilferuf, eine gellende Anklage.

Nein, es bleibt stumm. Nur ein Aechzen geht hin und wieder durch das gequälte Gebälk, das nun auch die Last des alten Ahornbaumes tragen muß. Er hat sich schwer auf das Dach hingelegt; losgelöstes Wurzelwerk starrt fragend in den leeren Raum. Auch in seiner bitteren Not tut das Haus dem Baume den Gefallen gern. Das ist der Dank dafür, daß er es hundert Jahre hindurch geschützt hat. Nur der Heiletsbrunnen ist unversehrt geblieben, sein Wasserstrahl fällt mit eintönigem Geplätscher ins klare Becken hinein.

Der Knecht Felix läßt sich nicht bewegen, mit der Frynerfamilie ins neue Heim hinüberzukommen. „Ich schlafe da, wo mein Bett ist", wiederholt er beharrlich. „Das Haus steht freilich auf dem Schlipf, aber auf die Tannen vor dem Bärtobel verlass' ich mich. Etwas besonderes ist ja nicht dabei; wenn man recht hinsieht, so ist die ganze Welt auf dem Schlipf, und niemand zieht aus."

Jahrmarkt in Schönau.

Schönau hat seinen großen Tag; der bedeutendste Markt des Jahres, der Gallusmarkt oder Gallimarkt, ist herangerückt. Der stattliche Talort hat ursprünglich eine Stadt werden wollen, allein das schmale Flußgelände konnte den Raum dazu nicht hergeben. Dennoch hat es auch später an Anläufen nicht gefehlt, man hat es auf alle Weise versucht, sich wenigstens den Schein zu geben, doch es hat nicht viel abgetragen, an allen Ecken und Enden streckt nach wie vor das Dorf die Nase heraus. Nur am Jahrmarkt, wenn gass'aus und gass'ein die Krämerstände stehen, wenn der billige Jakob beim Ratsbrunnen seine Pournix-Waren ausräht, wenn die Schaubuden und Reitschulen mit ihrem Drehorgel- und Paukenlärm die Dorfruhe auffressen, daß sich auch nicht im hintersten Winkel mehr ein Quintlein Beschaulichkeit am Leben zu erhalten vermag, dann darf sich Schönau ohne Ueberhebung als Stadt fühlen. Der Kirchturm, alle Giebel und Scheunen recken sich höher, der Glockenschlag ist beschwingt. Aus allen Fenstern, selbst aus der bescheidensten Dachluke sieht dich die Stadt an: Ich bin. Wenn ihr keine Stadt hättet! ... Und dann die Tanzmusik im alten, hohen Gasthofe zum Oberland, die schon am frühen Nachmittage mit Wucht einsetzt! Seht zu, ihr Jüngferlein von Berg und Boden, der Gallimarkt spaßt nicht! Er bringt an den Tag, was der Sommer eingefädelt hat. Es wird wieder manches Galli-Pärchen geben!

Die eingehutzelten Greise auf den Bänklein vor dem Armenhaus machen sich eine Kurzweil daraus, den hereinflutenden Strom von Menschen und Menschlein zu betrachten. Der lauteste von ihnen, das ehemalige Königlein vom Ueberschyn, behauptet mit dem Brustton der Ueberzeugung, es werde manches Schuldenbäuerlein ab dem Berge ihm den Aufenthalt in einem städtischen Asyl mißgönnen. Daneben lauert er den ganzen lieben Tag mit Argusaugen darauf, daß ihm der eine oder andere seiner früheren Nachbarn ein paar Batzen in die Hand drücke: „Geh, laß dir ein Gebranntes schmecken, es ist Markt heute." Ach — wenn er so hinterm zweiten oder dritten Schnäpslein sitzt, kann er sich mit seinem wenig ruhmvollen Abgang vom Lebenstheater leidlich gut aussöhnen. Auch dafür fühlt er sich keineswegs verantwortlich, daß der eine von seinen Söhnen jetzt wegen einer ganz ungeschickten Weibersache heiße Füße bekam; ging doch schon immer das Gerücht, seine selige Frau, Karlis Mutter, sei eine Nachfahrin des welschen Goldsuchers gewesen. —

Der ehemalige Knecht Felix Wolfer steht hinter einem frei an der obern Kirchstraße aufgestellten Brettertisch und verkauft selbstgeschnitztes Spielzeug: Kühe, Rinder, Kälbchen, Schafe und Ziegen. Auch der steifnackige Stier mit dem angriffslustig gesenkten Breitkopf und der belfernde Sennenhund sind nicht vergessen. Menschenkinder wagt er nicht zu „modeln", wie er sich ausdrückt; er sagt, er kenne sich bei der Lebware besser aus. Felix hat von Hannes Fryner auf der Strubegg das bescheidene Berghäuschen zur Glinze gemietet und ist damit in alten Tagen zu seiner Villa gekommen. Er gibt sich darin ausschließlich nur noch mit seiner Kunst ab und mit dem neuen Daseinszweck, etwas zu hinterlassen. Bedürfnislos, wie er von jeher war, spart er nach allen Seiten; er kommt fast mit den Spänen aus, die es beim Schnitzen gibt.

Felix hat Glück an seinem ersten Markttag, dem er mit schwerer Sorge entgegensah; seine wohlgeratenen kleinen und größern Tierfiguren gehen wie frische Butter ab, obschon er als Krämer noch recht unanstellig ist und sich nicht in Szene zu setzen weiß. Gegen Abend geschieht etwas ganz sonderbares: irgendein wildfremder Herr mit goldener Brille, der trotz des milden Herbstwetters bereits einen schweren Ueberzieher trägt, kauft ihm um blankes Geld den ganzen Rest seines Krames ab und fragt den Verblüfften obendrein, ob er ihm auch weiterhin derlei Geschnitztes liefern könnte. Ei ja — da werde schon Rat zu finden sein, gibt Felix zurück und verwundert sich, wie man von hölzernen Tieren soviel Aufsehens machen kann.

So kommt es, daß sich der Mehlhuu schon beim Zunachten, während seine Handelskollegen sich noch mit mehr oder weniger Erfolg um ihre paar Profitbatzen abmühen müssen, als freier Marktgänger gemächlich durch das Volksgewühl auf Platz und Straßen drücken darf, wobei er freilich oft ganz respektlos hin und her geschoben wird. Niemand scheint zu ahnen, daß in seinem Sackbüchlein in der innern Westentasche mehrere Hunderternoten verwahrt sind.

Ja, der Wolferfelix ist recht bestellt mit seinen Sachen; er darf dem Königlein vom Ueberschyn beim Vorbeigehen am Armenhaus getrost ein Silberstück in die Hand legen. Nur eine Hoffnung ist ihm leider nicht in Erfüllung gegangen: die Witwe des Lammwirtes Leu hat sich nie auf dem Markt sehen lassen. Soviel ihm bekannt geworden ist, hat sie das Wirtshaus verpachtet und irgendwo im Städtchen eine kleine Wohnung bezogen. Nachzufragen getraut

er sich nicht, müßte ihm doch nach seiner Meinung jedes Kind von weitem ansehen, daß es sich um eine Liebschaft handelt. Und wenn er das Haus schließlich finden würde, so könnte ihn zufällig ein Bekannter hineingehen sehen. Nein, es wird sich besser schicken an einem andern Tag, wo es in den Gassen nicht von Leuten wimmelt.

Nun steht der Felix mit offenem Mund vor der Ausrufbühne der Meerweibbude. „Ein Meerweib, halb Mensch, halb Fisch! ...“ Es juckt ihn, die Treppe zu besteigen und schnell die fünfzig Rappen hinzulegen. Er guckt sich verstohlen die Gesichter im nähern Umkreise an. Oha — da ist der Semi Kleiner vom Loo, das wäre just der Rechte, ihn nachher bei den Leuten zu verdächtigen. Denn das muß sich Felix immerhin heimlich eingestehen, seine Neugier ist nicht ganz reiner Art. Aber es ärgert ihn doch ein wenig, daß er sich jetzt mit der unklaren Vorstellung des Meerwunders begnügen soll.

Die Angelegenheit beschäftigt ihn immer noch ein wenig, während er sich eine halbe Stunde später in Gasthause zum Ochsen ein Schweinsrippchen mit Sauerkraut zu Gemüte führt. Neben dem andächtigen Schmausen läßt er hin und wieder einen geruhigen Blick über das Marktgewoge hingleiten, er ist mit sich und mit der Welt zufrieden. Es ist halt doch schön, denkt er im stillen, es ist halt doch eine Gabe, so irgendwo nicht gar zu weit und nicht gar zu nah, eine richtiggehende Stadt zu haben, wo man seine Sachen verkaufen, nachher alle zehn Schritte in ein Wirtshaus hineinfallen und sich zu guter Letzt um fünzig Rappen die Figürlichkeit einer Meerfrau ansehen kann. Es liegt jetzt nämlich bei ihm fest, er will die Angelegenheit in der Dämmerung noch einmal an Ort und Stelle gründlich erdauern. Des weiteren hat er während dem Essen stillschweigend beschlossen, in Schönau zu übernachten und am folgenden Tag eine gewisse Wohnung aufzusuchen. — —

Fritz Traffelet Bern: September.

Ja, nun hat er es gewagt: der Knecht und Krämer Felix aus dem Sorgentobel sitzt auf der schmalen, mit rotem Stoff bezogenen Bank der Meerweibbude. Er lebt indes bereits in der schönen Gewißheit, hereingefallen zu sein: das Weib kann er, soweit sein Verständnis für die leicht drapierte Körperlichkeit ausreicht, als echt gelten lassen, es scheint ein richtiges, ganz gewöhnliches Frauenzimmer zu sein; wo jedoch der Fisch seinen Anfang nehmen soll, beginnt der Schwindel. Der enttäuschte Naturfreund, der sich selber die kleine Niederlage eigentlich von Herzen gönnen mag, verläßt die Bude vor dem Schluß der Vorstellung unauffällig und taucht draußen glücklich wieder im Menschenstrom unter. Er schlängelt sich bald in eine Nebengasse hinein, um ein wenig Ruhe vor dem ewigen Ausfragen von seiten seiner Nachbarn zu bekommen, und vor den Ratschlägen, was er mit dem mutmaßlichen Erlös anfangen solle. Wie schön läßt es sich nach dem ereignisreichen Tage auf dem Bänklein ausruhen, das den Stamm der uralten Spittellinde umschließt! Man ist da vom Getue der Menschen weg und kann sich doch an dem gedämpft herüberhämmernden Pulsschlag des Marktfestes ergötzen. Am Drehorgelgeseufze der Reitschulen, am donnernden Aufprall der Holzschlägel auf die Lukaskiste. Oh, da hat er in jungen Jahren seine Knochen auch nicht geschont und manche papierene Ehrenblume ins Knopfloch gesteckt bekommen!

Nun hört er Scherzreden und leises Kichern. Es muß ein junges Paar sein, das langsam näher kommt und sich nun auf der andern Seite des mächtigen Baumes zur Rast auf der Rundbank niederläßt. Dem Burschen scheint es recht ernst zumute zu sein, seine Rede ist bewegliches Bitten:

„Aber — Anni — jetzt kommst du mir wieder so! Und hast doch manches Mal wenig oder nichts dagegen gehabt, wenn ich dich fragte, ob nicht ein Galli-Pärchen aus uns werden könnte. Lieb ist das eineweg nicht von dir.“ Das Mädchen schäkert und lacht nun auch nicht mehr. „Es wäre ja alles recht“, sagt sie, „und ich habe nichts an dir auszusetzen. Aber ich bin ja noch so wenig lang auf der Welt, laß mir jetzt doch die Freude noch! Ob ich in einem Jahr ja sage, weiß ich noch nicht. Ach — es ist doch so wunderschön, auf der schwebenden Wage zu sitzen! Man kann sich alle Herrlichkeiten ausdenken. Am Herd, beim Strohausrechen, bei einem Kirchgang im Nachsommer, wenn die ersten Fäden in der Luft sind. Man darf sich seiner jungen Zeit freuen, weiß Gott für Jahre hinaus auf Vorrat. Meine Mutter hat gesagt, es habe schon manches Mädchen nachher die ganze, lange Zeit von diesem Schatze zehren müssen, nachdem es sich auf Treu und Glauben mit dem Leben eingelassen und dabei übel gefahren sei.“

(Schluß folgt.)

Das Zündholz feiert seinen 100. Geburtstag.

Erzählt von Max Karl Böttcher.

Es war im Frühherbst des Jahres 1835.

Der Wiener Student Karl Ludwig hatte es eilig, nach der technischen Hochschule zu kommen, denn Professor Meißner, der damals berühmte Chemiker, liebte die Pünktlichkeit seiner Hörer.

Auf dem Wege zur Hochschule wollte Karl Ludwig seinen Freund Irinyi, einen klugen, aber sehr armen ungarischen Studenten abholen, der im Fasanengäßchen bei der Musikantenwitwe Molinari wohnte und sich bei ihr im Gartenhäuschen ein kleines Laboratorium eingerichtet hatte, in welchem er oft bis spät nachts tätig war; denn er hatte es sich in den Kopf gesetzt, seine Armut dadurch zu besiegen, daß er etwas ganz Notwendiges und ganz Aufsehenerregendes erfände. Was er eigentlich erfinden wollte, war ihm freilich noch nicht klar, und so mischte und braute er — wie die Alchemisten des Mittelalters — allerlei Chemikalien durcheinander und hoffte so durch Zufall etwas zu erfinden, das ihn mit einem Schlage reich machen könnte. —

Als aber Karl Ludwig bei dem Ungarn ankam, regte sich nichts in seiner Gartenwohnung. Er pfiff und rief, aber vergebens, und die Wirtin Irinyis berichtete, daß ihr junger Mieter wieder bis lange nach Mitternacht in seiner Giftklause gearbeitet habe, und so mußte Karl Ludwig ohne den Freund ins Kolleg eilen. —

Am Abend saßen die Freunde in der Kärnter Wieden im Schankhaus „Zum Lamm“. Irinyi hatte nun längst ausgeschlafen und zog, nachdem er das berühmte Goulasch gegessen, sein Tonpfeiferl hervor, stopfte sich einen bosnischen Tabak ein und bat den Kellner, ihm ein Feuerzunder-Zeug zu bringen. Nun muß man wissen, daß es vor hundert Jahren nicht so einfach war, wie heute, sich zu jeder Zeit und an jedem Ort ein Feuerflämmchen zum Anzünden zu verschaffen. Auf dem Dorfe und in kleinen Bürgerhäuschen bediente man sich noch des Kienspanes, den man in die stets glimmende Herdglut stieß, bis er Feuer fing, und dann zündete man damit die Tabakspfeife oder die Oelfunzel an. Die vornehmen Leute dagegen trugen ein Kästchen bei sich, in welchem ein Feuerstein, ein Stahl und ein Feuerschwamm, Zunder genannt, lagen, außerdem noch trokkene, dürre Strohhalme oder gedrehte Streifen Seidenpapier, Fidibus genannt. Mit dem Feuerstein schlug man vom Stahl Funken, diese fing man mit dem Zunder auf, welcher zu glimmen begann, und dann hielt man das dürre Stroh oder den dünnen Papierstreifen, den Fidibus, an den Zunder und hatte nun endlich eine Flamme, mit der man den Tabak oder den Docht der Oelfunzel anbrannte. Hauptbedingung war natürlich, daß alle diese Dinge schön trocken waren, sonst bekam man nie Feuer. —

Unser junger Ungar Irinyi hatte also den Kellner gebeten, ihm ein solch Feuerzeug zu bringen, und man erwartete das übliche, oben geschilderte Kästchen mit Stahl, Feuerstein, Zunder und Strohhalmen, aber schmunzelnd und wichtig tuend brachte der Ober etwas ganz anderes und sagte dazu: „Ein ganz neues Feuerzeug, das erste und bis jetzt einzige in Wien, eben mit der Frühpost aus Frankfurth eingetroffen, kostet sieben Gulden! Es ist etwas ganz Großartiges, Stahl und Zunder und Feuerstein brauchts nicht mehr, meine Herren!

Was er da vor die Studenten auf den Tisch setzte, war die vor kurzem von dem Physiker Döbereiner erfundene Zündmaschine, ein auf komplizierten chemischen Vorgängen beruhendes Feuerzeug, das erste der Welt, und es erregte überall größtes Aufsehen, und den Leuten von anno dazumal erschien es als etwas ganz Wunderbares, es hatte nur den kleinen Nachteil, nein eigentlich zwei kleine Nachteile, nämlich, daß es zu teuer war — sieben Gulden waren damals ein schönes Stück Geld — und zweitens, daß es meistens nicht funktionierte, und so auch jetzt, als die um den Tisch mit Ludwig und Irnyi ihre Fidibusse an dem neumodischen Feuerzeug entzünden wollten. Mit viel Geduld mühte man sich, aber das kostbare Ding hatte heute schlechte Laune, es streikte, und ärgerlich schob man es schließlich beiseite.

„Geh, Franzl, schaff dös G'stell beiseit!“ rief der Ungar Irinyi lachend und fuhr dann fort: „Es müßt' halt einer etwas erfinden, womit man im Augenblick und zu jeder Zeit und ohne viel Sperenzi sofort Feuer hätt'!“

„Ja, da könntst schon ein Geld verdienen, ein ordentlichs!“ lachten die anderen. —

Und keiner ahnte in dieser Stunde, daß diese eben gewünschte Erfindung von einem unter ihnen binnen weniger Tage der Welt geschenkt werden würde. Und das kam so:

Am nächsten Morgen saßen die beiden Freunde Irinyi und der Student Karl Ludwig (der spätere Amtsvorsteher zu Trebin, Kreis Teltow, dem wir auch die genaue Kenntnis dieser Begebenheit verdanken) wieder im Hörsaal bei dem Gelehrten Meißner. Der Professor erklärte gerade, daß man braunes Bleioxyd mit Schwefel durch Reiben vermengen könne, aber vorsichtig zu Werke gehen müsse, da leicht Explosionen unter Lichterscheinungen erfolgen. — Der Ungar Irinyi hörte gespannt zu und eine gewisse Erregung packte ihn mehr und mehr bei den Versuchen des Professors mit Bleioxyd und Schwefel. — In der Pause aber verschwand er heimlich aus der Hochschule und eilte heim. —

Tagelang ließ er sich nicht sehen, und als seine Freunde bei ihm klopften, bat er kurz, ihn nicht zu stören, er hoffe, ihnen in einigen Tagen Erklärungen über sein seltsam Verhalten geben zu können. — Endlich, als sein Intimus Ludwig ihn nach drei Tagen wieder aufsuchte, ließ er ihn herein und erklärte, daß er gerade eine Erfindung unter der Hand habe, aber etwas ganz Großartiges. — „Und nun geh, Karl, laß mir noch einen Tag Zeit, dann wirst du alles sehen!“ Und wohl oder übel mußte Karl Ludwig abrücken.

Der gescheite Ungar hatte aber nichts Geringeres vor, als das erste Zündholz zu erfinden. Der Vortrag des Professor Meißners hatte ihn auf diese Idee gebracht. Nach